

# Hohenstein-Cernsthaler Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 60.

Sonntag, den 14. März 1909.

Beilage.

## Die Befreiung der Ortskrankenkassen von der Sozialdemokratie.

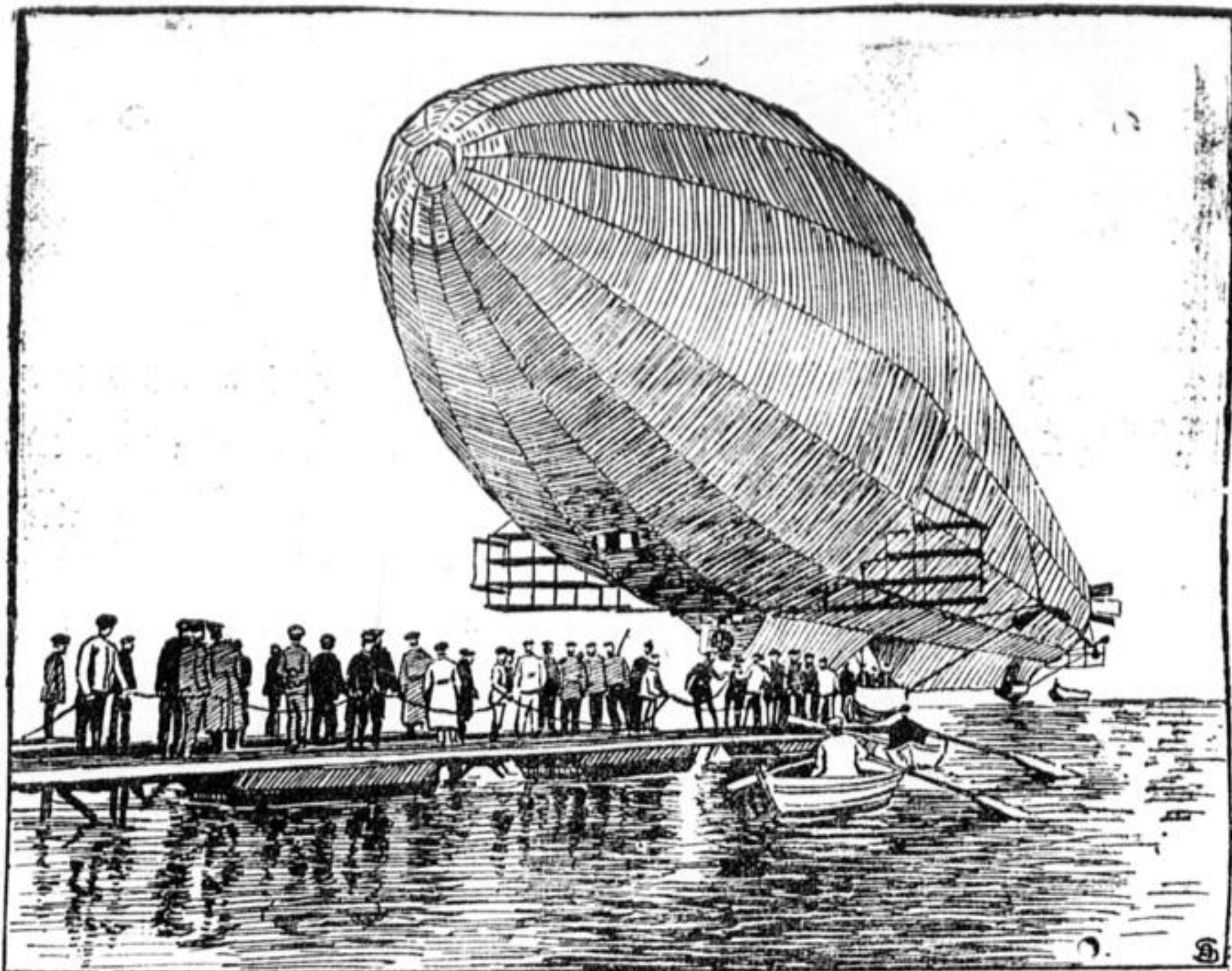
Sieht man vom Reichsgesetz ab, so werden bei der Invalidenversicherung bekanntermaßen die erforderlichen Beiträge je zur Hälfte von den Arbeitern und den Arbeitgebern aufgebracht. Für die Hinterbliebenenversicherung ist genau das entsprechende Verhältnis in Aussicht genommen. In einem am 21. Januar von den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten eingebrachten Antrage wird zur Reform der Knappschaftskassen gefordert:

- a. die Beiträge müssen für Arbeiter und Arbeitgeber gleich hoch sein,
- b. das Verwaltungsrecht muß ebenfalls ein vollständig gleiches sein.

Wenn man aber nun erklärt, wie es konservative, freikonservative, nationalliberale und selbst freisinnige Abgeordnete im Reichstage seit Jahren getan haben, dieses durchaus gerechte paritätische Verhältnis müsse auch für die Krankenkassen eingeführt werden, dann soll dieser sonst überall als richtig anerkannte Grundsatz mit einem Male falsch sein. Dann heißt es, die Arbeiter sollten in den Krankenkassen „entrechtet“ werden, obgleich doch die Invalidenversicherung seit 1897 in der Lage sind, dieses Verhältnis bei sich einzuführen. Dabei ist es doch bekannt, daß bei denjenigen Invalidenversicherungskassen, die hier von Gebrauch gemacht haben, nicht die geringsten Klagen von den dort versicherten Arbeitern über Mißstände laut geworden sind, ganz im Gegensatz zu den Mißständen, die bei den anders zusammengesetzten Ortskrankenkassen nicht eben selten die Öffentlichkeit beschäftigt haben.

Vor kaum vier Jahren dachte man auch in der Arbeiterschaft anders. Damals reichte der „Zentralverband der Ortskrankenkassen Deutschlands“ beim Bundesrat eine Petition ein, worin er diese Halbierung der Beiträge statt des gegenwärtigen Verhältnisses 2 : 1 forderte. Man wird uns aber schwerlich einreden wollen, daß ein Grundsatz, der noch vor vier Jahren richtig war, dies heute nicht mehr sein soll, weil man eine Konsequenz dieses Verhältnisses vermeiden will. Denn der Wunsch des Krankenkassenverbandes, die Verwaltungsbefugnis zu  $\frac{2}{3}$  den Arbeitern zu belassen, von den Arbeitgebern aber die Hälfte der Beiträge zu fordern und ihnen nur ein Drittel der Verwaltungsbefugnis zuzugestehen, war doch in der Tat kaum ernst zu nehmen. Gerade so logisch und natürlich wie es ist, daß die Arbeitgeber die Hälfte der Beiträge entrichten, ist es auch selbstverständlich, daß ihnen die Hälfte der Verwaltungsbefugnisse zusteht. Wer mit tatet, soll mit raten.

Die Einführung der Halbierung ist seit langen Jahren eine Forderung der Industrie. Es sei nur erinnert an den einstimmigen Beschluß des Zentralverbandes deutscher Industrieller vom November 1907. Auch hat die deutsche Arbeiterschaft, die seit Jahren willig die schweren Lasten der sozialen Versicherung trägt, in der Tat einen vollen Anspruch darauf, daß jetzt in der Reichsversicherungsordnung, die neue erhebliche Opfer von ihnen fordert, in diesem Punkte ihren Wünschen Rechnung gettogen werde, zumal



Vom Aufstieg des Reichs-Luftschiffes „Zeppelin I“.

Ueber die Versuchsfahrten, die das Reichsluftschiff „Z. 1“ in diesen Tagen von Friedrichshafen aus unternahm, haben wir unsere Leser auf dem Laufenden erhalten. Die Fahrten haben in jeder Hinsicht die Zuverlässigkeit des Luftschiffes erwiesen. Einen vollen Erfolg errang das Fahrzeug bei seinem Fluge am gestrigen Freitag. Für diese Fahrt des Reichsluftschiffes war die militärische Aufgabe gestellt worden, in 1200 Meter

Höhe aufzusteigen und in dieser Höhe eine Stunde zu verbleiben. Das Luftschiff hat durch sein Ausfahren in 1500 Metern und darüber und auf an nähernd einem Punkt seine Aufgabe nicht nur gelöst, sondern glänzend übertroffen. Es hat bewiesen, daß es imstande ist, längere Zeit außerhalb der Gefahrenzone, die von militärischer Seite mit 1500 Meter angegeben ist, beobachtend zu verweilen.

da sich der Wunsch mit den Forderungen der Gleichzeitigkeit, in der Gleichheit durchaus deckt. Den Arbeitgebern neue Lasten aufzulegen und ihnen in diesem Punkte kein Entgegenkommen bewiesen, würde einer Entwürdigung ähnlich sein.

Auf andere Umstände, wie den Mißbrauch der Lebensmacht der Arbeiterschaft in den Kassen, wollen wir hier nicht eingehen; das ist im Reichstage häufig genug erörtert worden. Auch das sei nicht weiter berührt, daß viele Arbeitgeber, und nicht die schlechtesten, sich unter den heutigen Verhältnissen von der Verwaltung der Kassen fernhalten, während nicht zum Vortheile dieser Kassen. Nur darauf sei hingewiesen, daß die Geldmittel, die den Kassen infolge der Halbierung der Beiträge mehr zufließen werden, für diese äußerst erwünscht sind. Nicht wenige Kassen erheben heute schon recht hohe Beiträge, ohne doch entsprechende Mehrleistungen zu gewähren. Wie wenige Kassen haben die Familienversicherung eingeführt, obwohl die volkshygieneische Bedeutung dieser Versicherung vor jedermanns Auge liegt. Ganz verzeigelt Kassen haben Erholungsstätten für ihre Genesenden gebaut um. Alle diese Mängel und Unvollkommenheiten, unter denen gerade die am niedrigsten gelohnten Arbeiter besonders leiden,

lassen sich beheben, wenn durch Halbierung der Beiträge die Kassenmittel um ein Sechstel erhöht werden. Will man keine Mehrleistungen geben, so wird sich hierdurch der Beitrag der Arbeiter entsprechend ermäßigen. Das Ergebnis der Maßregel wird also sein, daß die Arbeiter mittelbar oder unmittelbar davon Vorteil haben.

## Erinnerungen an Caprivi.

Der dritte Band der Lebenserinnerungen des altatholischen Professors Joh. Friedrich v. Schulte\*) enthält u. a. persönliche Erinnerungen Schultes an den zweiten Reichskanzler Grafen Caprivi. Sie sind bereits früher gedruckt, jetzt aber ist einiges ausgelassen und einiges hinzugefügt worden. Den meisten Lesern werden sie in Einzelheiten Neues bringen. Wir geben daher im folgenden eine Auslese. Schulte erzählt:

Caprivi war durch und durch Landsoldat, hatte trotzdem am 20. März 1883 die Stellung des Chefs der Admiralität als Nachfolger v. Stosch' angenommen, weil der Kaiser es verlangte. Er sagte

\*) Gießen, Verlag von Emil Roth. 1909.

dem Kaiser: „Ich verstehe nichts davon, ich kenne nicht einmal die Uniformen.“ Mit dem Gehorsam des Soldaten fügte er sich, sagte mir aber ausdrücklich: „Ich interessiere mich gar nicht für die Marine, habe es nie getan; was ich getan habe, habe ich nur aus Pflichtgefühl getan.“ Er erzählte dann mit Humor von dem ersten Besuche eines Kriegsschiffes, wie der Kommandant sich meldete und er ganz naiv fragte: „Nun sagen Sie mir, welche Stellung haben Sie? Ich kenne die Uniform nicht.“ Seine Auffassung von der Marine ging dahin, sie sei lediglich zur Küstenverteidigung nötig. Daß sie aber die Küste nur verteidigen könne, wenn sie stark genug sei, einen Feind abzuhalten, daß dazu Schlachtschiffe gehören, daß man auf dem Lande und an der Küste nicht lernt, was für den Seefrieg nötig ist, hat er nie eingesehen. Trotzdem hat er als Chef der Admiralität für das Torpedowesen, die innere Organisation, namentlich die Vergrößerung des Standes der Offiziere und so weiter, Verdienste und die Liebe der Marine erworben durch seine Leutseligkeit und Sorge für das Personal. Eigentümlich war seine Anschauung, daß ein Marineoffizier unterbeachtet sein solle, wozu ihn wohl auch sein eigenes Zungengelellentum führte. Ein mir nahestehender Marineoffizier war zur Dienstleistung beim Oberkommando kommandiert. Als er sich beim Chef meldete, fährt ihn dieser mit den Worten an: „Sie wollen wohl heiraten?“ Auf die Antwort: „Erzählen, ich bin hierher kommandiert“, kommt die weitere: „Das ist gut, den Konsens zum Heiraten hätte ich nicht beantwortet.“

Aus soldatischem Pflichtgefühl nahm er auch im März 1890 das Amt des Reichskanzlers und preussischen Ministerpräsidenten an, weil sein Vorgesetzter es verlangte. Caprivi war vom Kaiser Wilhelm dem Zweiten, der einen Seeoffizier berief, der Stellung des Chefs der Admiralität entzogen und zum kommandierenden General des 10. Armeekorps ernannt worden. Als er zur Liebernahme des Kanzleramtes aufgefordert wurde, hat er offen erklärt, er halte sich nicht für geeignet, Lenker zu übernehmen, deren Wirkungskreis ihm gänzlich fremd sei, sich aber dann dem Willen des Herrn in soldatischem Gehorsam fügte. Ich suchte ihm klar zu machen, daß der soldatische Gehorsam sich nur auf dessen Objekt erstreckt, daß man durch Gehorsam seine Fähigkeiten erlange. Er verstand mich nicht, hatte auch keine Auffassung darüber, daß es nicht gegen den Gehorsam und die monarchische Gesinnung gebe, dem Monarchen abzurufen, bezw. eher den Abschied zu nehmen, als Unrichtiges zu befehlen. Das setzte ich ihm auseinander bezüglich des Verbotes an den Gesandten in Wien, Prinzen Reuß, an der Hochzeit des Grafen Herbert Bismarck teilzunehmen. Unleugbar hat er sich trotz in seiner neuen Stellung beinahe gemacht, soweit das möglich war. Seine Reden im Reichstage zeigen das, aber sie beweisen auch bei ruhiger Lesung, daß weder die Diplomatie noch die Verwaltung sein Fach war. Er war und blieb ein Neuling. In diesen Gesprächen habe ich mich davon überzeugt, daß ihm die nötigen juristischen und staatsrechtlichen Kenntnisse fehlten. Er hatte von der geradezu staunenverregenden Kenntnis, welche Bismarck in historischen Dingen besaß, keine Spur; von der großartigen Auffassung Bis-

## Sein einziges Gut.

Roman von V. Coronh.

24) (Nachdruck verboten.)

Nun wußte Konstanze, was er mit seinem Ausruf gemeint hatte, und bemerkte, wie Silbergardis lange, seidene Wimpern sich senkten, wie glühendes Rot ihr anmutiges Gesicht bedeckte, wie sie in holder Verwirrung das Köpfchen abwandte, um dem brennenden Blicke nicht zu begegnen.

Camory sprang ab, befestigte die Zügel seines Pferdes an einem Ast und hob Fräulein von Arnheim von dem ungeduldig scharrenden Kappen. Alle Dämonen der Eifersucht und des beleidigten Stolzes tobten in ihrer Brust. Sie mußte die weißen Zähne fest aufeinander beißen, um nicht laut aufzuschreien vor Zorn und Schmerz, als das Gebäude ihrer Hoffnungen so plötzlich in Trümmer stürzte.

Wie jene dort, hatte er sie niemals angesehen — niemals! Das einfache Landmädchen, das unschätzbare Wiesenblümchen ihre Nebenbuhlerin. War das nicht, um laut aufzulachen? Ja — wenn sich nur nicht bei dem Gedanken etwas wie ein schwarzes, glühendes Eisen in das Herz gebohrt hätte — so tief — so tief, daß sie beide Hände auf die Brust drücken mußte.

„Fühlen Sie sich leidlich, mein gnädiges Fräulein?“

Wie kühl, wie zeremoniell diese Frage Haralds klang; sie gab ihr die schwindende Selbstbeherrschung wieder.

„Reineswegs“, erwiderte sie ruhig und schritt der Stütze zu. Hildegard kam ihr freundlich grüßend und immer noch wie ein Pfingstroschen glühend entgegen.

„Die arme Ate! Niemand nimmt sich ihrer an, und sie wird wohl noch wochenlang nichts

verdienen können. Die Großmutter hat mir erlaubt, ihr eine kleine Unterfüßung zu bringen“, sagte sie und öffnete die Tür, um Fräulein von Arnheim eintreten zu lassen.

„Nein, den Fuß lege ich nicht über die Schwelle!“ entgegnete Konstanze geringschätzig. „Ein Almosen will ich der Frau geben, aber meinen Besuch habe ich ihr nicht zugehört.“

Sie zog eine zierliche, mit Gold- und Silbermünzen gefüllte Börse hervor, warf sie in das Innere der Hütte und wandte sich zu Camory, der ebenfalls eine größere Summe gespendet hatte.

„Es wird nun Zeit sein, daß wir uns wieder der übrigen Gesellschaft anschließen“, bemerkte sie. Er führte sie zu ihrem Pferde. Sie schwang sich leicht in den Sattel und neigte nur hochmütig den Kopf, ohne Hildegard anzusehen. „Wer war diese junge Dame?“ fragte Harald, als sie über die Wiesen sprenghen.

Ein heftiger Wertehieb traf den Kappen.

„Die Tochter des Landwirts Rainer, eines Mannes, der in der ganzen Umgegend gemieden ist, seines bössartigen, rachsüchtigen Charakters wegen.“

„Der Besitzer des Edelhofes?“

„Ja. Der erbitterte Feind meines Oheims, den man schon vielfach vor ihm warnte. Sollten Sie nicht bereits davon gehört haben?“

„Allerdings. Dieses sanfte, liebevolle Kind muß sich an der Seite eines so rauhen, finsternen Mannes nicht glücklich fühlen.“

Konstanze lachte bitter auf. „Es bleibt ihr ja unbenommen, baldmöglichst irgend einen Bauern zu heiraten.“

Er sah sie erstaunt an. „Der Edelhof ist kein Bauerngut, und Fräulein Rainer scheint, ihrem ganzen Wesen nach zu urteilen, ein gebildetes Mädchen.“

„Nun ja — überbildet sogar. Dem törichtem

Stolz des Vaters gefiel es, sie in einer Weise erziehen zu lassen, als ob es ihre Bestimmung wäre, in vornehmen Kreisen zu glänzen, während sie doch voraussetzlich bereit die Gattin eines behäbigen Landwirts wird und dann wohl schwerlich Gelegenheit findet, ihre mühsam erworbenen Kenntnisse zu verwerten.“

„Doch das alles hat wenig Interesse für mich. Mag ein Prinz kommen und sie aus ihrer Einsamkeit erlösen — ich gönne es ihr.“

Hildegard Rainers Schicksale sind mir höchst gleichgültig.“

Ein scharfer Rud an den Zügeln und in rasendem Galopp ging es dahin. Zugleich mit Silber und dem Grafen von der Laun trafen Fräulein von Arnheim und Harald von Camory an dem Punkte ein, wo der Nebenweg wieder auf die Fahrstraße mündete.

Der Freiherr blickte dem Mädchen mit einem seltsam forschenden Ausdruck entgegen, konnte aber nichts entdecken, was geeignet gewesen wäre, seinen Argwohn zu erwecken. Sie war blässer als sonst, doch ihre Züge drückten weder bräutliches Entzücken, noch leidenschaftliche Erregung aus.

„Hast Du Dein Werk der Varmherzigkeit vollführt?“ fragte er scherzend.

„Ja; aber ich hätte besser getan, mein Kammermädchen mit der milden Gabe abzuschicken. Ich täusche mich wieder einmal über mich selbst. Es ist und bleibt mir widerlich, eine Stütze der Armut und des Elends zu sein.“

„Konstanze“, rief Fräulein von Dombrowsky, sich aus dem Wagen neigend. „Ungern folgte die junge Dame dem Ruf und ritt dicht an die Equipage heran. „Nimm Dich in acht!“ flüsterle Alexandra. „Diese plötzliche Herbeifahrt sieht in zu auffallendem Gegensatz mit Deiner früheren sonstigen Stimmung. Man könnte allerlei Vermutungen anstellen. Kaltes Blut, mein Kind! Hüte zu der ersten Tollheit nicht eine zweite.“

Wie von einer Kletter gestochen, fuhr das Mädchen zurück. Die kalten grauen Augen schienen in ihrer Seele zu lesen, als wäre diese ein ausgeschlagenes Buch. Eine Blutwelle färbte das schöne Gesicht. „Ich verstehe Dich nicht“, erwiderte sie.

„Du hast mich verstanden“, sagte die Dombrowsky, jede Silbe scharf betonend. „Handle danach und wache über Dich.“

Von diesem Tage an kam Camory weniger häufig in das Schloß; nur ab und zu fand er sich ein, um der Höflichkeit zu genügen. „Er ist ein unberechenbarer Mensch, ein Phantast, den man am besten seine eigenen Wege gehen läßt“, entschuldigte ihn Graf von der Laun. „Ich kenne ihn nun lange genug, um an seine Eigenheiten gewöhnt zu sein. Bald sucht er die Gesellschaft, bald flieht er sie. Ich habe meine Bemühungen, ihn zur Vernunft zurückzuführen, längst aufgegeben.“

Konstanze wurde jetzt von stiebershafter Erregung ergriffen, die sie nicht verbergen konnte. Um die Stunde, wo Harald sonst zu erscheinen pflegte, lehnte sie am Fenster oder ging mit hochgeröteten Wangen auf und ab, zusammenzuckend, so oft die Klingel erkante oder Schritte auf dem Korridor laut wurden. Sie antwortete zerstreut und gereizt. „Es peinigte sie, wenn man ihre Aufmerksamkeit seßeln wollte. Diese schwermütige Stimmung wechselte zuweilen mit erzwungener Heiterkeit. Herr von Hohenfels fragte niemals, täuschte sich aber längst nicht mehr darüber, daß der Seelenfriede des Mädchens gestört war, und er fürchtete, den Grund zu erraten. Je unruhiger er sie sah, je mehr er beobachtete, daß ihre Gedanken weit abschweiften und daß sie nur mechanisch sprach und antwortete, desto düsterer wurde er selbst.“

Einst, nach Abhaltung eines kleinen ländlichen Festes, das in dem schon herbstlich gefärbten Parke stattfand, suchte Konstanze später als sonst ihr Lager auf. Nervös erregt und schwer feufzend,